

[36]

Im Verdacht.

Roman von C. Stradon.

Deutsch von F. A. Hauff.

Er ging an den Schrank in der Ecke des Ladens und nahm ein Buch heraus. „Ja,“ sagte er, nachdem er längere Zeit geblättert hatte, „hier ist es! Frau Malcolm, Fichten, schwarzes Tuch, schwarze Nadel.“

„Gut, gut!“ unterbrach ihn Sampson, als er Laura's schmerzlichen Blick bei dieser Aufzählung bemerkte. „Aber sehen Sie jetzt nach Herrn Malcolm!“

„Hier ist er! Drei Monate später! Stephan Malcolm, Eisen, polirt, Messinghandgriffe, — eine sehr feine Ausstattung, ich erinnere mich!“

„Kein Irrthum möglich, denke ich, bei einer Buchung dieser Art?“ fragte Sampson.

„Irrthum?“ rief der Todtengräber mit beleidigter Miene. „Wenn Sie eine falsche Notiz in meinem Buch finden, will ich fünf Prozent vom zehnjährigen Gewinn als Strafe zahlen!“

„Es ist also kein Zweifel möglich, daß Mister Stephan Malcolm in Ivy-Cottage starb, und daß Sie sein Begräbniß besorgt haben?“

„Nicht der geringste Zweifel!“

„Sehr gut. Wenn Sie mir eine beglaubigte Abschrift aus dem Kirchenbuch über seinen Tod verschaffen können, werde ich gern Ihre Mühe belohnen! Das Dokument ist für eine kleine, gesetzliche Formalität nöthig. Lebte der Arzt noch, der Mister Malcolm behandelt hat?“

„Nein, es war der alte Doktor Demosnipp, er ist gestorben, aber sein Sohn ist noch am Leben und praktizirt hier, ich glaube, er kann Ihnen alle Auskunft geben, die Sie nöthig haben.“

„Ich danke! Ich glaube, es wird genügen, wenn Sie mir die Abschrift aus dem Kirchenbuch verschaffen. Uebrigens, bei der Gelegenheit können Sie wohl auch die Adresse der alten Dame finden?“

„O, gewiß. Aber ich glaube, die alte Dame ist auch schon lange heimgegangen. Ohne Zweifel hat irgend eine londoner Firma das Geschäft gemacht, die londoner Firmen sind so zubringlich und wissen sich mit den Ärzten gut zu stellen.“

Die Adresse wurde gefunden, — Frau Malcolm, Russell-Platz 97, — und von Mister Sampson notirt. Er dankte dem Alten und gab ihm seine Karte, nachdem er mit Bleistift seine Adresse — London, Midland-Hotel — darauf geschrieben hatte.

Der kurze Wintertag ging zu Ende, und Sampson wünschte Frau Treverton nachhause zu bringen.

„Wir hätten zuerst in dem Kirchenbuch nachsehen können,“ sagte er, als sie den Laden verlassen hatten, „aber ich dachte, wir würden von einem alten Einwohner mehr erfahren, und so war es auch, wir haben noch von dieser alten Dame am Russell-Platz gehört.“

„Ja, ich erinnere mich, eine Woche in ihrem Hause zugebracht zu haben,“ sagte Laura. „Wie lange das alles schon her ist! Es ist wie die Erinnerung aus einem anderen Leben!“

„Ja, ja,“ sagte Sampson, „ich erinnere mich auch an einen kleinen Burschen in einer engen Jacke und kurzen Hosen, der eine frühere Ausgabe von mir war!“

„Sie glauben, die späteren seien verbesserte Auflagen?“ sagte Laura lächelnd.

Sie konnte jetzt sogar lächeln. Eine schwere Last war plötzlich von ihrem Herzen genommen worden. Welche große Erleichterung war es für sie, zu wissen, daß ihr Vater niemals jener herabgekommene Mensch war! „Aber wer kann jener Mann sein?“ fragte sie sich selbst. „Er muß ein Freund meines Vaters gewesen sein, sonst hätte er kaum in den Besitz des Bildnisses meiner Mutter und jener Briefe und Papiere gelangen können!“

Sie beschloß ohne Aufenthalt nach jenem Hause am Russell-

Platz zu gehen in der schwachen Hoffnung, die alte Dame in dem schwarzen Kleide noch unter den Lebenden zu finden.“

41. Das Tagebuch einer alten Dame.

Am folgenden Nachmittag kam Laura sehr getrübt von ihrem Gatten zurück. Mister Warren hatte seinen Klienten besucht. Er war in bester Laune und hatte keinen Zweifel mehr über den Ausgang der Sache, selbst wenn Desrolles nicht gefunden würde.

„Ein Mann von diesem Alter und solchen Lebensgewohnheiten geht nicht sehr weit,“ sagte der Advokat zuversichtlich.

Laura begab sich in das Haus am Russellplatz. Es war ein düstres, altes Gebäude; ein alter Diener öffnete die Thüre, dessen Anblick Laura ermutigte, denn er sah aus wie ein Mann, welcher seit fünfzig Jahren in demselben Dienst gewesen war.

„Wohnt Madame Malcolm noch immer hier?“ fragte Laura.

„Ja, meine Dame.“

„Ist sie zu Hause?“

„Ich werde mich erkundigen, meine Dame, wenn Sie mir Ihre Karte geben wollen,“ erwiderte der Diener, als ob er damit andeuten wollte, daß seine Herrin eine Dame sei, welche sich nicht von jedem Besuch stören lasse; sie konnte zu Hause sein oder nicht zu Hause, wie es ihrem souveränen Willen gefiel.

Laura schrieb auf eine ihrer Karten: „Stephan Malcolms Tochter Laura“, während der alte Diener einen silbernen Teller ergriß, um die Karte mit schuldbiger Ehrfurcht seiner Herrin zu überbringen.

Die Adresse auf der Karte sah respektabel aus, ebenso wie Laura selbst, und deshalb wagte es der Diener, die Fremde in das Speisezimmer einzulassen, wo sich nichts Tragbares befand außer der Feuerzange.

Nach einiger Zeit kam der Diener wieder zurück und lud Laura ein, die breite, stille Treppe hinaufzusteigen in das große, leere Empfangszimmer, welches immer eine der frohligsten Erinnerungen aus ihrer Kindheit war. Es war ein langes hohes Zimmer mit alterthümlichen Möbeln, drei hohe, dicht verbängte Fenster ließen ein spärliches Licht ein. In diesem mausoleumartigen Zimmer saß eine alte Dame in schwarzer Seide, dieselbe Gestalt, dasselbe Seidenkleid, dessen Laura sich noch seit langer Zeit erinnerte.

„Tante,“ sagte Laura, schüchtern näher tretend, als wäre sie wieder ein kleines Kind, „haben Sie mich vergessen?“

Die alte Dame streckte ihr die Hand entgegen.

„Nein, meine Liebe,“ erwiderte sie, ohne eine Spur von Ueberraschung, „ich vergesse niemals etwas oder jemand. Ich habe ein gutes Gedächtniß. Deine Karte hat mich anfangs in Verwunderung versetzt, aber bald besann ich mich, wer du bist. Setze dich, meine Liebe!“

„Ich möchte gern mit Ihnen über meinen Vater sprechen.“

„Armer Stephan!“ erwiderte Frau Malcolm. „Er war sehr unbesonnen, er war niemand's Feind, außer sein eigener. Also bist du verheirathet, meine Liebe? Ich erinnere mich, daß du von einem alten Freund meines Vaters adoptirt worden bist, und freute mich sehr, daß du versorgt warst, ich hätte auch versucht, etwas für dich zu thun, vielleicht dich in ein Institut unterzubringen. Ich hoffe, der Freund meines Vaters hat sein Versprechen gehalten?“

„Er war außerordentlich gütig gegen mich,“ erwiderte Laura. „Er war mir mehr als Vater, aber ich verlor ihn vor zwei Jahren.“

„Ich hoffe, er hat dich unabhängig hinterlassen?“

„Ja, er hat mir sechstausend Pfund verschrieben.“

„Sehr gut. Und, bitte, wen hast du geheirathet?“

„Den Neffen und Erben meines Wohlthäters.“

„Ich habe oft bemerkt, daß die Kinder leichtsinniger Väter besser im Leben vorwärts kommen als andere, deren Eltern sich bemühen, sie unabhängig zu machen. Nun, meine Liebe, das freut mich.“

„Gott war gnädig für mich, theure Tante, aber ich habe viele Sorgen gehabt. Können Sie mir etwas von meinem Vater aus seinen letzten Jahren erzählen?“

„Nicht viel. Er besuchte mich zuweilen mit deiner Mutter. Sie war ein süßes Geschöpf, du bist ihr sehr ähnlich in Gestalt und Gesicht. Wir standen gut miteinander, sie war nicht zu hochmüthig, guten Rath anzunehmen.“

„Hatte mein Vater viele Freunde und Bekannte zu jener Zeit?“ fragte Laura.

„Freunde? Aber, meine Liebe, er war ja arm!“

„Wissen Sie vielleicht, ob er irgend einen besondern Freund hatte? Er kann nicht ganz allein in der Welt gewesen sein! Ich erinnere mich, daß ein Herr uns sehr oft in Chiswick besuchte, aber ich weiß nicht mehr, was er war, und wünsche sehr, Näheres über diesen Mann zu erfahren.“

„Ich glaube, ich weiß, wen du meinst! Deine Mutter hat oft von ihm gesprochen. Vielleicht wird mein Tagebuch bessere Auskunft geben als ich selbst! Seit dem Tode meines Mannes, vor dreißig Jahren, habe ich die Erlebnisse jedes Tages aufgezeichnet. Fremden mag das Buch sehr albern erscheinen, und ich hoffe, man wird es nach meinem Tode nicht veröffentlicht. Aber es macht mir viel Vergnügen, von Zeit zu Zeit darin zu blättern und alter Tage zu gedenken. Bitte, nimm diese Schlüssel, Laura, und öffne die rechte Thür jenes Schranke.“

Laura gehorchte. In dem Schrank waren drei Fächer und in dem obersten derselben standen dreißig kleine Bände in Leder gebunden. Das waren die Memoiren der alten Dame.

„Laß sehen,“ sagte sie, „dein Vater starb im Winter . . . 56, bringe mir den Band von . . . 56!“

Laura reichte das Buch der Tante, welche es mit einem Seufzer öffnete.

„Werkwürdig! Wie hübsch ich damals schrieb!“ rief sie. „Seither hat sich meine Handschrift schrecklich verändert. Laß sehen, es muß etwas von deiner Mutter darin stehen. 2. Juni, ein Gebet gelesen. Beim Frühstück las ich einen Artikel über indirekte Steuern in der „Times“ und fühlte, daß meine Kenntnisse sich bereichert haben. Den Koch gesprochen, entschied mich für ein Hammelfotelett zum Frühstück und ein Stück Lachs und Hühnerbraten zum Mittagessen, sandte fünf Minuten später nach dem Koch und bestellte Forellen anstatt Lachs, ich hatte vorgestern Lachs gegessen. — Werkwürdig, ich finde den Namen deiner Mutter nicht in der ersten Woche vom Juni! Ach, hier kommt es etwas später! Nun sollst du deiner Mutter eigene Worte hören, welche am Tage, da sie sie gesprochen, getreulich verzeichnet worden sind. Und doch giebt es Leute, welche über einsam lebende alte Damen lachen, weil sie ein Tagebuch führen.“

„Ich bin Ihnen sehr dankbar dafür,“ sagte Laura.

„Stephan brachte seine Frau zum Frühstück, wie vorher bestimmt war. Die arme Frau erfreut sich selten eines guten Mittagessens, und ohne Zweifel wird mein Frühstück ihr Mittagessen sein. Das arme Ding sah bleich und kummervoll aus und aß kaum einen Bissen. Nach Tisch ging Stephan nach der City, wo er jemand zu sprechen hatte, wie er sagte, und seine Frau blieb bei mir. Wir hatten ein langes Gespräch und kamen auch auf ihre häuslichen Sorgen. Sie nennt diesen Kapitän Desmond den bösen Geist ihres Mannes. Er ist kein alter Freund von Stephan, sie trafen sich zuerst in Boulogne, und seit dieser Zeit sind sie unzertrennlich. Die arme Laura sagt, dieser Desmond sei ein Spieler und Trinker und die Ursache von Stephans Untergang. „Als wir zuerst nach Boulogne gingen,“ sagte sie mit Thränen in den Augen, „waren wir arm, aber wir konnten noch anständig leben. In dem ersten Jahre waren wir sehr glücklich, aber seit dem Tage, wo mein Mann die Bekanntschaft des Kapitans Desmond machte, ging alles schlimm! Bei Stephan erwachte wieder seine alte Neigung für Billard und Kartenspiel und er kam spät nachhause. Er hatte seine Heimath lieb gewonnen und

ein ruhiges, häusliches Leben geführt, die kleine Laura und ihr süßes, kindliches Geplauder hatte ihn amüßirt, aber nachdem Kapitän Desmond da war, brachte Stephan selten einen Abend zuhause zu. Ich weiß, daß es böse ist, Menschen zu hassen,“ sagte das arme Ding in seiner einfachen Weise, „aber ich kann nicht anders, als diesen bösen Menschen hassen.“

„Arme Mutter!“ seufzte Laura, tief gerührt von diesem Bild häuslichen Elends.

„Ich fragte sie, wer und was Kapitän Desmond war? Sie wußte mir nicht mehr zu sagen, als daß er in einer Pension in Boulogne wohnte, als Stephan seine Bekanntschaft machte. Er hatte lange Zeit im Ausland gelebt und stand ganz allein, obgleich er oft mit vornehmen Verbindungen prahlte. Nach Lauras Ansicht war er nichts anderes, als ein Abenteuerer. „Er schmeichelt meinem Mann,“ sagte sie, „und versucht es, auch bei mir sich einzuschmeicheln. Er ist sehr oft in Chiswick, und so oft er kommt, nimmt er meinen Mann mit nach London, und dann sehe ich Stephan nicht wieder vor dem nächsten Tag, oder auch nach zwei oder drei Tagen. Er wohnt dann bei Kapitän Desmond in der Martinsstraße 4.“

„Tante,“ rief Laura eifrig, „wollen Sie mir erlauben, diese Adresse aufzuschreiben, sie kann mir nützlich sein!“

Sie schrieb die Adresse auf eine kleine Schreibtisch.

„Meine Liebe, was kümmerst du dich um Kapitän Desmond?“ sagte die alte Dame. „Was er auch deinem armen Vater in der Vergangenheit für Unheil brachte, das ist jetzt alles vorüber und nichts mehr zu ändern.“

„Nein, Tante, aber so lange der Mann lebt, wird er immer Unheil anstiften, er wird von kleineren Verbrechen zu größeren übergehen. Aber bitte, fahren Sie fort, Sie können sich nicht denken, wie werthvoll diese Nachrichten für mich sind!“

„Ich hielt es immer für sehr nützlich, ein Tagebuch zu führen, meine Liebe, es wundert mich nicht, daß diese einfachen Geschichten von unschätzbarem Werth sind,“ sagte die alte Dame im Gefühl befriedigter Eitelkeit. „Was würde aus der Weltgeschichte, wenn nicht unabhängige Leute Tagebücher führten? Aber ich glaube, es ist nichts mehr über Kapitän Desmond zu finden! Nein, deine Mutter spricht noch über ihre Gesundheit, sie fühlt sich sehr krank und fürchtet, sie werde nicht mehr lange leben, und was soll dann aus der armen, kleinen Laura werden?“

„Waren Sie jemals nach Chiswick gegangen, Tante?“

„Erst nach dem Tode meines armen Vaters.“

„War Kapitän Desmond zugegen?“

„Nein, aber er war bei meinem Vater bis zur letzten Stunde seines Lebens, wie mir die Besitzerin des Hauses sagte, er war behilflich, ihn zu pflegen.“

„Ich danke Ihnen von Herzen, Tante, für Ihre Mittheilungen! In einigen Tagen werde ich Sie wieder besuchen, wenn Sie erlauben.“

„Gewiß, meine Liebe, und bringe deinen Mann mit, ich möchte seine Bekanntschaft machen.“

„Ich werde mit Vergnügen kommen, Tante. Wir sind wegen einer sehr ernstlichen Angelegenheit in London, aber ich hoffe, sie wird bald erledigt sein, und dann werde ich Ihnen alles mittheilen.“

„Thue das, meine Liebe, es wird mich freuen, dich wiederzusehen! Du erinnerst dich vielleicht, daß du nach dem Tode deiner Mutter eine Woche bei mir zugebracht hast? Ich denke, es hat dir bei mir gefallen? Dieses Haus muß dir im Vergleich mit dem kleinen Hause in Chiswick wie ein Paradies erschienen sein, und ein Kind kann sich in diesen Räumen herrlich amüßiren.“

Laura lächelte in der Erinnerung an jene endlosen Tage in diesen freudeleeren Zimmern, gegen welche ihr die schmuckige Dorfstraße als ein Paradies erschienen war.

„Ich bin überzeugt, Sie waren sehr gütig gegen mich, Tante, aber ich war noch sehr klein und sehr schüchtern.“

„Du wolltest nicht im Dunkeln zu Bett gehen! Das beweist, daß deine Erziehung thöricht war. Deine Mutter war ein süßes Geschöpf, aber ohne Charakterstärke.“

(Fortf. folgt.)

Der Eisberg.

Von Gust. Raegeler.

(Schluß.)

„Hol' mich der Teufel! Ja, bei meiner Seele, ich werde krank! Racht' mich bei diesem herrlichen Sonnenchein ein Schüttelfrost, daß mir die Knochen im Leibe wackeln!“

„Ach was krank! Es ist plötzlich so verflucht kalt geworden. Hol' mich der und jener, — ich halt's nicht mehr aus!“

Und der Mann stürmte fort.
Ein tolles Hin- und Herlaufen begann. Eine furchtbare Kälte, welche es vergessen ließ, daß man sich im August befand und die Sonne im Zenith stand, verschlechte alle Passagiere vom Verdeck. In wilder Hast stürzte alles zu den Kabinen, um warme Kleidungsstücke anzulegen; die Mannschafft, so wettererprobt sie auch war, vermochte der schneidenden Kälte in den leichten Anzügen nicht stand zu halten; einer nach dem anderen mußte durch einen dienstfreien Kameraden sich eine schützende Hülle bringen lassen.

Jetzt betrat der Kapitän, begleitet von sämtlichen Offizieren, die Kommandobrücke, mit kaum unterdrückter Unruhe musterte man den Horizont, — vergeblich, nichts ließ sich entdecken.

Auf dem Verdeck dauerte der Wirrwarr fort, man stieß, drängte, lief, fragte und lamentierte. Mit angstvollen Blicken sah man zur Kommandobrücke hinauf.

In dieses Durcheinander von schlotternden, hüpfenden und umherschlagenden Menschen kam der Professor. Er war zweimal wieder vom Deck verschwunden, jedesmal hatte sich das gemahlte Kleidungsstück als nicht genügend erwiesen gegenüber der immer grimmiger werdenden Kälte. Jetzt hatte er in aller Eile seinen Polarpelz aus dem Koffer geholt. Furchtbares Entsetzen aber packte die Umstehenden, als der Professor mit jugendlicher Begeisterung ihnen entgegenstarrte und in seinem glühenden Forscher-eifer ausrief: „Hasten Sie auf, meine Herrschaften, wir werden einen ungeheuren Eisberg zu Gesicht bekommen! Freilich, sehte er dann etwas weniger begeistert hinzu, vielleicht werden wir auch an ihm zerbrechen —“

Die Nacht brach herein, — eine Nacht, wie geschaffen zum Verderben, pechschwarz und unerträglich kalt.

Gleich nach acht Uhr war das Signal „Stopp!“ in den Maschinenraum gegeben worden; jetzt trieb die „Sappho“ langsam in die Nacht hinein, ins Ungewisse, und, wie man nur zu sehr befürchtete, — vielleicht in den Untergang . . .

Die überheizten Salons boten nur einen geringen Schutz gegen die schneidende Kälte, man mußte auch hier noch zur Vermummung greifen und die Empfindlicheren unter den Passagieren, besonders die Damen, hatten längst ihren Aufenthalt im Kesselhaufe genommen.

Wie ein furchtbarer Alp lastete es auf den Gemüthern. Vergeblich hatte der Kapitän, ein umsichtiger, erfahrener Seemann, es versucht, seine Passagiere zu beruhigen, — der Umstand, daß auch er den Gedanken an ein Zusammentreffen mit einem schwimmenden Eisberg nicht von sich zu weisen vermochte, machte seine Beruhigungsversuche wirkungslos und als nun gar die Maschine stoppte, da war auch der Letzte von dem Furchtbaren der Lage überzeugt. Um die Verzweiflung voll zu machen, hatte der Professor von ähnlichen Seefaststropfen erzählt, die mit dem Zerbrechen der Schiffe gendigt hatten.

Die Religion der meisten, sagt Jean Paul, ist ein Stoßgebet in der Noth, — hier trat diese Wahrheit wieder einmal zutage, hier erinnerten sich plötzlich Leute, welche seit zwanzig Jahren kein Gotteshaus betreten hatten, dessen, daß es ja einen Gott gab, zu dem man um Rettung stehen konnte . . . und sie beteten —

„In dieser Stunde, welche vielleicht die unseres Todes ist, hege ich keinen Groll mehr gegen Sie, Herr Professor!“

Der Professor nahm die dargebotene Rechte des alten Herrn, den er am Morgen in so rüchichtsloser Weise der Spottflucht der Gesellschaft preisgegeben hatte, und erwiderte:

„Wollte Sie gar nicht beleidigen, Verehrtester, wollte nur ein populäres Beispiel geben, hätte Ihnen sonst erklären müssen, wie beim Gefrieren des Meerwassers das Salz ausgeschieden wird. Der Krystallisationsprozeß —“

„Varmberziger Gott! Der Mann kommt wieder auf seine Eisberge zu sprechen, — Herr! Wir schlagen Sie noch todt, wenn Sie nicht mit Ihren entsetzlichen Geschichten zum —“

Haute Zeitung.

* Daß das Grundstück unter den Linden in Berlin, auf welchem sich nachmals das Palais Kaiser Wilhelm I. erhob, einst Schulden halber zur Versteigerung gelangt ist, diese Thatsache dürfte wohl nur noch wenigen Personen bekannt sein. Im Intelligenzblatt von 1817 findet sich folgende An-

kündigung: Papa Sanders war es, der, bisher gleich den anderen Passagieren unruhig und vor Kälte zitternd im Salon auf und abschreitend, jetzt mit geballten Fäusten vor dem Professor stehen blieb, der denn auch den Rest seiner Rede verschluckte.

Egon Logan, welcher bisher, um, — wenn es sein mußte, mit seinem „Goldschak“ zusammen sterben zu können, im Kesselhaufe geweilt hatte, trat jetzt in den Salon und auf Papa Sanders zu. Ruhig legte er ihm die Rechte auf die Schulter, ernst sah er ihn an.

„Es ist zweifellos, daß uns Professor Darrenfort einen Eisberg wird zeigen können. Wie, wenn wir trotz dieser Begegnung lebend New-York erreichen?“

Papa Sanders hätte unter anderen Umständen gelacht, so aber fragte er nur:

„Wo waren Sie denn so lange?“

„Im Kesselhaus!“

„So machen Sie, daß Sie wieder ins Kesselhaus kommen, Sie — Schwindler!“

Und Egon eilte ins Kesselhaus, aber nur, um der Geliebten einige beglückende Worte ins Ohr zu flüstern, dann nahm er, mit seinem scharfen Fernrohr bewaffnet, seinen Weg auf Deck, wo er vom Bug des Schiffes aus in den Nebel hinauslugte.

Als der Tag heraufdämmerte und der verberbenschwangers Nebel, in welchem das Schiff dahintrief, zu weichen begann, scholl ein furchtbarer Schrei, halb Freuden-, halb Schreckensruf über das Schiff und rief in wenigen Minuten alle an Bord befindlichen Personen auf das Vorderdeck.

Mit wenigen Sähen war Egon, aus dessen Munde der Ruf ertönte, zur Kommandobrücke geeilt. Hier sahen ihn die angstvoll Hinaufblickenden dem Kapitän sein Glas reichen.

Zwei Minuten entsetzlichten, qualvollsten Schweigens, dann tönte — wie ein Rül von Engelszungen — die Stimme des Kapitäns über das Schiff:

„Ruder voll Backbord — halbe Kraft vorwärts!“

Langsam verließ die „Sappho“ den alten Kurs, welcher sie geradewegs ins Verderben geführt hätte. Seitwärts des Schiffes aber stieg dann aus dem Nebel ein riesiges, in gewaltiger Majestät schweigend dahinziehendes Geipenst empor, — ein Eisberg in gigantischen Formen.

Meisches Entsetzen auf allen Gesichtern. Stumm vor Schrecken stand man umher.

„Volle Kraft!“

Mächtig begann wieder die Maschine zu arbeiten, die „Sappho“ war ihrem Untergange entronnen.

Mit Egon trat der Kapitän zu seinen Passagieren.

„Pflügen Sie jetzt der Ruhe, meine Herrschaften. Seien Sie aber heute abend meine Gäste, um mit mir ein Glas zu leeren auf das Wohl dieses wackeren jungen Mannes, dessen Wachsamkeit wir vieles verdanken!“

Papa Sanders war einer der Ersten, welche Egon die Hand drückten.

Das Fest am Abend wurde zu einer Verlobungsfeier, an welcher alle Passagiere theilnahmen. — Egon war der Held des Tages. Als die Festesfreude ihren Höhepunkt erreicht hatte, umarmte Papa Sanders sogar den Professor und dieser benutzte die Gelegenheit, um ihm vertraulich zuzusüstern:

„Wir haben wirklich Ursache trüblich zu sein, denn von der gewaltigen Ausdehnung solcher Eisberge kann man sich nur einen Begriff machen, wenn man bedenkt, daß diese Kolosse nur mit einem Fünftel ihres Volumens aus dem Wasser emporragen . . .“

Die newyorker Freunde des Papa Sanders wurden bald durch eine Verlobungsanzeige überrascht, die ihnen in ganz eigenartiger Form zuging. Es war ein Bild, das einen auf dem Meere schwimmenden gewaltigen Eisberg darstellte. An der Spitze dieses Eisesriesen aber prangte es mit großen Lettern:

Era Sanders

Egon Logan

Verlobte!

kündigung: Beim Stadtgericht hiesiger Residenz ist das den Erben der Frau Domberrin v. Bredow, Marie Katherine, geb. Freitin von du Rosey, dem Major Hermann v. Ratte und dem Kammerherrn v. Ratte allhier auf der Neustadt an der Linden-Allee und der Ecke des Opernplatzes belegene, mit der Straßennummer 87 bezeichnete Haus und Zubehör mit der gerichtlichen Tage der 48,356 Thaler 19 Groschen Schulden halber

inbhaftigt." Zugleich werden drei Bietungstermine bekannt gemacht, und dann heißt es weiter: „Es müssen jedoch von dem Ankauf dieses Hauses ein Viehmäster und ein Gerber ausgeschlossen, auch muß die vor dem Hause befindliche Rampe fortgeschafft und statt derselben eine massive, nur 3 Fuß vorspringende Treppe angelegt werden. Berlin, den 10. Dezember 1816.“ Für den Prinzen Wilhelm, den späteren Kaiser, wurde 1834–36 auf diesem Grundstück das Palais von Langhans erbaut.

* „**Ämtlicher Maikäferfang bei Berlin.** Der königl. Oberförster in Tegel macht folgendes bekannt: Im königlichen Forstrevier Tegel sollen in diesem Frühjahr „Maikäfer“ gesammelt werden. Die königl. Regierung hat zu diesem Zwecke erlaubt, daß in den Schulen zu Tegel, Hermsdorf, Glienicke und Heiligensee die Schulstunden in dem laufenden Frühjahr für die Ober- und Mittelklassen so verlegt werden, daß die Vormittagsstunden für den obengenannten Zweck frei bleiben. — Die in Säcken u. v. gesammelten Käfer müssen täglich in den Stunden zwischen 8–10 Uhr vormittags in „lebendem“ Zustande entweder auf der Försterei Tegelsee oder Hermsdorf zum Zweck der Feststellung der Menge abgeliefert werden. Der Preis für ein „Giter“ Käfer ist vorläufig auf 25 Pi. festgesetzt; die zum Einsammeln der Maikäfer geeigneten Stunden sind in erster Linie von morgens 4–8 Uhr.

* **Das ist im Leben häßlich eingerichtet.** Dem deutschen Verein „Arion“ in New-York gehört ein Witzlied an, das verschiedener „Töne Meister“ ist. Das zeigen die folgenden scherzhaften dialektischen Umschreibungen der ersten Strophe des bekanntesten Schöffel'schen Liedes, welche dem „Conf.“ mitgeteilt sind.

1. Urtext.

Das ist im Leben häßlich eingerichtet
Daß bei den Rosen gleich die Dornen steh'n.
Und was das arme Herz auch plant und dichtet,
Zum Schlusse kommt das Voneinandergeh'n.
In deinen Augen hab' ich einst gelesen,
Es blühte drin von Glück und Lieb ein Schein;
Behüt' dich Gott, es wär' zu schön gewesen!
Behüt' dich Gott, es hat nicht sollen sein!

2. Berlinisch.

Det is in't Leben eene dulle Nummer,
Det mang die Rosen lauter Dornen schteh'n.
An janz besonders macht's mich velle Nummer,
Det allens schließlich aus 'n Peim muß jehn'n.
In deine Ojen ha' mal wat jesehen,
Du siekest mir so freundlich an, mein Kind!
Na Sache! det wär' wirklich nett jesehen,
Indessen doch, det hat nich sollen sein!

3. Schwäbisch.

Dees ischt im Lebe wücht und gar net sieble,
Daß bei den Rösle glei die Dörnle schtebe;
Und, sibt das Maible wirkli mal beim Büble,
Sie müßet denn ericht auseinander gebe.
In deine Neugle ha'n i an mal g'lese,
Hur Kirmes war' ich, wir tranke neue Wei;
Dees Ding wär' so weit au net übel g'wese,
Doch gab's zum Abschled arge Kaufere!

4. Plattdeutsch.

Dat is in't Lewen snaaf'ich man inricht' worden!
Dat bi de Rosen so veel Stacheln stahn,
An, dröppt man sic in't Süden oder Norden,
Zaulegt möt'n wedder untenannergahn.
Du wiest mi mal veel leiwier as miten Lewen,
Ist dacht', du haast mi of tau'n Cheman nahm'n;
Min säute Diern, dat hadd en Spaß afeewen!
Min Zuckersnut, de Sack is anners kam'n.

5. Sächsisch.

Aee, heern Se mal, des is Sie far nich scheene,
Deß bei die Rosen so viel Dornen steh'n;
Ich find's, Kottstrambach fradzau femeene,
Wie's eenen armen Luder oft fann geh'n.
Ich hatt Sie nemlich mal 'ne Braut in Dräsen,
Da fiel 's Sie awer efflich mit'n 'nein!
Der Spaß is nemlich far nicht billig 'fwesen!
's hätt' freilich können noch viel dheerer sein.

* **Aetheromanie.** Nachrichten über das Einreißen des Gebrauchs von Aether als eines Berausungsmittels in S r l a n d gehen jetzt durch die Blätter. Die Sache liegt nach dem letzten Heft des „British Medical-Journal“ sehr ernst. Selbst Kinder sind von dieser Aetheromanie ergriffen. Die Leute verzichten lieber auf alles Essen, wenn sie sich nur diesen verhängnisvollen Genuß verschaffen können.

* **Die Baroness Alice Bercsey,** welche vor Wochen, wie wir damals berichtet, auf Einschreiten einer wiener Kon-

sektionsfirma, bei der sie unter falschem Namen Toiletten im Werthe von mehreren tausend Gulden bezogen und nicht bezahlt hat, in Budapest verhaftet wurde, ist nun auf ihrer absteigenden Carrière in einem Café chantant als Sängerin angelangt. Die Lorbeern der Fürstin Biquatelli haben die schöne Baronin nicht schlafen lassen. Ihr Vater war Vicepräsident des ersten ungarischen Parlaments im Jahre 1848, und der gute Klang, den der Name Bercsey in Ungarn besitzt, soll ihr nun als Reklame dienen zur Anlockung des budapester Publikums.

* **Friedrichsruber Trinkwasser.** Die Frei. Stg. theilt das Kuriculum mit, daß in Hamburg im Wartesaal der ersten und zweiten Klasse des Berliner Bahnhofes die zur unentgeltlichen Benutzung aufgestellte Wasserflaße mit dem Schild „Friedrichsruber Trinkwasser“ geschmückt ist.

* **Stilblüthe.** Aus dem Reichshoten citiren die Deutschen Wespen folgendes Bröbchen „unfreiwilligen Humors“: „Unsere Unversitäten,“ sagte kürzlich ein Abgeordneter, „sind wie rohe Eier; sobald man sie antastet, stellen sie sich auf die Hinterbeine.“

* **Beim Professor in der Sprechstunde.** „Wie ist es denn Nachts mit Ihrem Schlaf, mein Lieber?“ — „Mit dem ist gar nichts, Herr Professor!“ — „Schlimm! Schlimm! Woher kommt denn das?“ — „Ja, wissen S', Herr Professor, ich bin nämlich Nachtmäcker.“ — „Das ist auch Ihr Glück, denn sonst — würde ich Sie für sehr krank halten müssen.“

* **Gemüthig.** Pfarrer: „Hab' ich denn recht gehört, Lammelwirth, Ihr seid auch altfahrig geworden?“ — Lammelwirth: „Halten zu Gnaden, Hochwürden, ja, aber i betreib's nich sebre.“



Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Die Amerikanische geographische Gesellschaft hat beschlossen, einen Zug zur Erforschung des Berges Sanct Elias, jenes nur 5 engl. Meilen vom Gestade des Stillen Ozeans, an der Grenze von Alaska und Britisch-Columbien liegenden Vulkans zu entsenden. Der Elias soll 17,000 Fuß über dem Meeresspiegel liegen. Die Forschungsreisenden werden den Berg besteigen und namentlich den Krater und die großen Gletscher untersuchen.

— Die Alterthumsforscher sind durch eine amerikanische Entdeckung in große Aufregung versetzt worden. Im Staate Tennessee bei dem Städtchen Cleveland soll eine aus Felsblöcken aufgeführte Mauer aufgefunden worden sein, deren Hauptstücke durch eiserne Barren verbunden sind. Die Mauer ist mit Hieroglyphen bedeckt. Die amerikanischen Archäologen glauben, daß es sich hier um einen prähistorischen Fund von allerhöchster Bedeutung für die Kulturgeschichte der Menschheit handle.

— Am 1. Okt. d. J. kommen zwei Stipendien der Felix Mendelssohn-Bartholdy'schen Stiftung für besetzte und strebsame Musiker zur Verleihung. Jedes derselben beträgt 1500 M. Das eine ist für Komponisten, das andere für ausübende Künstler bestimmt. Die Verleihung erfolgt an Schüler der in Deutschland vom Staat subventionirten musikalischen Ausbildungs-Institute, ohne Unterschied des Alters, des Geschlechts, der Religion und der Nationalität. Bewerbungen sind bis zum 1. Juli d. J. an das Kuratorium — Berlin W., Behrensstr. 72 — einzureichen.

— **Kleine Theater Nachrichten.** Direktor Lautenberg vom Residenztheater in Berlin hat mit Frau Charlotte Wolter einen Gastspielvertrag für nächstes Jahr abgeschlossen. — Im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater in Berlin ging am Mittwoch die Operette „Saint Cyr“ von Oskar Walthers, Musik von Rudolf Dellinger, zum ersten mal über die Bretter, unter persönlicher Leitung des Komponisten. Das Werk ist recht amüsan, und die Musik lustig und frisch, ohne originell zu sein. Anfangs schien das Stück nur der Claque zu gefallen; im Lauf des Abends erwärmte sich aber auch das Publikum und spendete freundlichsten Beifall. — Henrik Ibsen's gestern im Wiener Deutschen Volkstheater zur Aufführung gelangte „Wildente“ mit Frn. Mitterwurzer als Gjalmar fand mächtigen, wiederholt lebhaft bestrittenen Beifall; beim dritten und vierten Akt wurde sogar stark geäcst. Ibsen wohnte der Vorstellung bei und erschien einmal dankend auf der Bühne, wobei ihm ein Lorbeerkranz überreicht wurde.

* **Zur See.** Herausgegeben von Vice-Admiral v. Genl. (Verlagsanstalt und Druckerei A.-G. [vormals J. F. Richter] in Hamburg). Stg. 10 und 11.